

Jahrgang II.

No. 5.

August 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Generalstreik! — Die Rigorosen. — Bemerkungen. —
Ettor und Giovannitti. — Der Veteran Drux. — Die Münchner
Post. — Verworfen.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für **Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziere, Grossindustrielle, Behörden etc. etc.** das bestorganisierte Bureau **sofort** nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43 :: Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen!

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



Dokumente der Weltanschauung des Anarchismus — Sozialismus.

Aus dem reichhaltigen Inhalt des 128 Seiten umfassenden, illustrierten Bandes heben wir hervor:

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoj. — Luipi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Antimilitarischen Assoziaton: An die Rekruten Frankreichs! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Syivain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen Ideal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis: Aus dem Leben eines revolutionären Kämpfers etc. etc.

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1.—, bei Bezug von 3 Exempl. für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an:

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)

Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.

Jahrgang II.
No. 5.

München,
August 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„K A I N“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten:

Generalstreik!

Wer, ohne Parteigänger zu sein, den Vorgängen des öffentlichen Lebens mit den Augen eines leidenschaftlich Beteiligten folgt, wird seine Aufmerksamkeit häufig bei Dingen gefesselt fühlen, die dem hastenden Blick des Zeitunglesers unwesentlich scheinen oder ganz entgehen. Er gewöhnt sich daran, die tatsächlichen Ereignisse statt nach ihren katastrophischen Aeusserungen nach ihren symptomatischen Ursachen zu beurteilen. Er registriert anstelle statistischer Additionen Wertgleichungen und untersucht den Bodensatz verdampfter Tageserscheinungen auf seinen Gehalt an sozialen und kulturellen Zukunftskeimen.

Selten genug ist die Freude, in seinem Mikroskop unter allen toten Resten eine Spur lebendigen Samens zu finden, und man tut das Seine, dies Leben zu erhalten, indem man es in den aufnahmewilligen Geist zukunftsfröher Mitmenschen verpflanzt. Dort mag er sich auswachsen zu kritischer Einsicht in die Zusammenhänge der gesellschaftlichen Strukturen und zum Willen, förderliche Entwicklungen zur Frucht reifen zu lassen. Das

nämlich ist der Sinn alles Werbens und aller Agitation: in stimmungsverwandten Intelligenzen Gedanken zu wecken, Gefühle zu Ueberzeugungen zu erweitern und Sehnsüchte mit dem Drange zur Tat zu erfüllen

Unter hundert Depeschen, Korrespondenzen, Mitteilungen, eine auf den ersten Schein irrelevante: Die Arbeiter-Union in Zürich hat einen vierundzwanzigstündigen Demonstrations-Generalstreik proklamiert. Die Aktion wurde in nie gesehener solidarischer Geschlossenheit durchgeführt. Die Forderung der Arbeiter, das Recht zum Streikposten-Ausstellen, wurde ertrotzt. Das alles scheint an sich nicht sehr bedeutsam. Ein Streik ist bei der Klassenformation des Staates etwas Selbstverständliches und Alltägliches, und die Ursache zum allgemeinen Ausstand war zwingend genug. Der Streikposten ist ein unersetzbares Mittel zur Ausübung des nachgerade in allen westeuropäischen Staaten geltenden Koalitionsrechts. Die Schweizer Arbeiter durften und konnten sich dieses Recht nicht schmälern lassen. Selbst im Deutschen Reich kann die Einrichtung der Streikposten ohne Verkündigung eines Ausnahmezustands nicht mehr geknebelt werden. Der Versuch der Grossindustrie, mit der berüchtigten Zuchthausvorlage den Arbeitnehmern die Möglichkeit der Selbsthilfe zu verkürzen, misslang, und als vor mehr als zehn Jahren der Senat der Freien und Hansestadt Lübeck das Streikpostenverbot auf dem Verordnungswege trotzdem durchsetzen wollte, musste die Reichsregierung eingreifen und die vierzehn Machthaber in die Schranken ihrer freistaatlichen Souveränität zurückweisen. (Zürich und Lübeck. Es ist sehr charakteristisch, dass sich die Regierungen sogenannter freier Republiken am schnellsten dazu entschliessen, reaktionäre Uebergriffe zu wagen. Sie kennen ihre Demokraten und fühlen sich sicher).

Der eintägige Züricher Generalstreik böte also bei oberflächlicher Betrachtung keinerlei Veranlassung zur

leuchtenden Anerkennung in den Annalen der Arbeitergeschichte. Seine Bedeutung erhält er erst durch seine sehr eigenartige Vorgeschichte und durch die besondere politische Komposition des Züricherischen öffentlichen Verwaltungsapparats.

Die Schweiz zeichnet sich bekanntlich unter allen Ländern durch die konsequenteste Befolgung einer demokratischen Zivilisation aus. Der grösste Teil der politischen Forderungen unserer Liberalen und Sozialdemokraten ist dort längst verwirklicht, und es kann durchaus nicht geleugnet werden, dass dadurch manche Härten der kapitalistischen Staatsorganisation erheblich gemildert worden sind. Staat und Kirche sind getrennte Institute; jedem Schweizer wird vom Staate aus freier Schulbesuch, werden freie Lehrmittel garantiert; die Beamten werden nicht eingesetzt, sondern gewählt, und das Volk hat das Recht, anter Umgehung der parlamentarischen und exekutiven Ausschüsse aus eigener Initiative Gesetze zu entwerfen und einzuführen. Dabei bewirkt das föderative Kantonsystem vermehrten Schutz gegen zentralistische Vergewaltigungen gegenstrebender Bezirke, wobei es zugleich dem Gesamtgebiet der Eidgenossenschaft das völkerpsychologisch sehr lehrreiche Bild erfreulicher Mannigfaltigkeit schafft.

Unter allen Feldern dieses Mosaikgebildes gilt der Kanton und die Stadt Zürich als Domizil der freiheitlichsten Errungenschaften. Diesen Ruf dankt Zürich besonders den zahlreichen Sozialdemokraten, die das Vertrauen des Volkes dort in die höchsten Verwaltungsämter berufen hat. Der Züricher Polizeipräsident ist Sozialdemokrat, unter den neun Stadträten der Gemeinde sind vier Rote, in der gesamten Gerichtsbarkeit und in allen übrigen Beamtenschichten ist die Arbeiterpartei überwiegend oder doch sehr gewichtig vertreten. Wäre nun die Behauptung richtig, mit der die Sozialdemokratie überall zu ihren Fahnen ruft, dass das Eindringen des proletarischen Willens in die Verwaltungen der kapitalistischen Staaten und das

Handhaben der staatsexekutorischen Instrumente durch Mandatare der ausgebeuteten Klasse die Kluft zwischen Arm und Reich allmählich verringern und schliesslich den gesellschaftlichen Ausgleich im Sozialismus herbeiführen müsse, so ergäbe sich, dass in der Schweiz allgemein und in Zürich speziell schon heute ein mindestens erträgliches Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bemerkbar sein müsste. — Das Gegenteil ist der Fall.

Nirgends in der Welt wird der Kampf zwischen Kapital und Arbeit erbitterter und rücksichtsloser geführt als in der Schweiz. Nirgends in der Schweiz steht das Unternehmertum rigoroser und brutaler gegen die Arbeiterschaft als in Zürich. Nirgends aber stellt sich die Regierung eines Staates mit so unverhüllter Parteinahme und mit so konsequenter Regelmässigkeit unter Anwendung aller ihrer Machtmittel auf die Seite der Kapitalisten wie in jenen freien Demokratien des Alpenlandes. Und endlich: Nirgends innerhalb und ausserhalb Europas werden waffengeübte Soldaten so häufig auf ihre werktätigen Landsleute losgelassen wie die Schweizer Miliz-Bataillone, durch deren Nachahmung in Deutschland August Bebel und die Seinen ihre antimilitaristischen Postulate befriedigt sähen.

Seit Beginn dieses Sommers streiken in Zürich die Schlosser und die Maler. Die Ausstandsbeziehung gewann in beiden Lagern das in der Schweiz übliche Aussehen: beteiligte Ausländer wurden des Landes verwiesen, Truppen wurden zusammengezogen, Schüsse fielen und der Züricher Stadtrat verbot auf einen Wink der Regierung durch Maueranschlag das Ausstellen von Streikposten. Da griff die Arbeiter-Union ein, erklärte sich mit den Malern und den Schlossern solidarisch und forderte sämtliche Gewerke und Angestellte mit Ausnahme der im Sänitätsdienst tätigen Arbeiter auf,

am 12. Juli für die Dauer von vierundzwanzig Stunden demonstrativ die Hände ruhen zu lassen.

In prachtvoller Solidarität kamen die Organisationen der Aufforderung der Union nach. Alle Betriebe feierten, sogar die in städtischer Regie geführten Anstalten. Die Trambahnbeamten, die besonderen Gesetzen unterworfen sind und sich schwerer Existenzgefährdung aussetzen, erklärten, leider ausfahren zu müssen, sofern sie nicht durch den Massenandrang Streikender auf den Schienen daran gehindert würden. Man verstand den Wink, und in früher Morgenstunde standen vor sämtlichen Strassenbahndepots Ansammlungen von einigen hundert Arbeitern auf den Geleisen, die es den Strassenbahnern erleichterten, ihre Berufspflicht hinter ihre Kameradschaftspflicht zurückzustellen. (Eine neue und sehr interessante Methode der Sabotage durch gegenseitige Hilfe). Nur die Typographen hatten von ihrem Berner Zentralkomitee die Weisung erhalten, gemassregelte Kollegen hätten aus der Streikkasse keine Unterstützungen zu erwarten, und wurden — sie allein — zu Streikbrechern. Diese rüdischen Schafe (noch mehr Schafe als rüdisch) hatten dann das Vergnügen, ihre Schande eigenhändig der Druckpresse zu übergeben.

Die Arbeiterschaft, die die radikale Aktion eines allgemeinen Solidaritätsstreiks unternimmt, beweist damit, dass sie entschlossen ist, ihre Rechte mit den alleräußersten Mitteln zu verteidigen. Denn es kann nicht verkannt und soll nicht verheimlicht werden, dass eine Massregel, die die Einwohner einer Stadt durch die Verhinderung sich Lebensmittel zu besorgen, züchtigt, die sie jeder Möglichkeit der mechanischen Beförderung beraubt und in den Abendstunden der Dunkelheit preisgibt, Zustände heraufbeschwört, die, über mehrere Tage ausgedehnt, unertragbar wären. Der eintägige Generalstreik war eine Drohung. Er bedeutete: Reizt uns nicht, sonst dehnen wir die Aktion einmal über eine Woche aus. Ein vertan-

gerter Generalstreik aber wäre das Signal zu ungeheurer Erbitterung, die das geschädigte Kapital vielleicht bestimmen könnte, die ihr in Treue willfährigen öffentlichen Organe zur Anwendung ihrer Gewaltswerkzeuge zu veranlassen. Dann wäre der Bürgerkrieg fertig.

Die hauptsächlich bei Anarchisten verbreitete Meinung, der Generalstreik sei das revolutionäre Kampfmittel schlechthin, um die neue gerechte Gesellschaft zu schaffen, bedürfe es nur eines gleichzeitig alle Länder umspannenden Generalstreiks, ist nicht ernst zu nehmen. Eine Revolution und mit ihr der Umschwung aller Dinge lässt sich nicht von heute auf morgen unternehmen, auch nicht, wenn alle Arbeitergewerkschaften der Welt den Generalstreik beschlössen und durchführten. Eine Revolution bricht aus, wenn ihre Zeit gekommen ist, das heisst, wenn sich das gestaltet hat, was an die Stelle der überlebten Einrichtungen tritt. Jede Revolution findet ihre Mittel allein, und dass eines davon die allgemeine Arbeitsverweigerung ist, dürfte selbstverständlich sein. Die Aktion eines auf allgemeinen Umsturz abzielenden Generalstreiks wird immer nur Putsche bewirken, Putsche aber haben sich noch meist als unfruchtbare Energie- und Blutvergeudung erwiesen.

Der Generalstreik ist die starke Waffe der Arbeiter gegen das Kapital, wenn es für den Moment auf eine unzweideutige kräftige Kundgebung ankommt. Das Beispiel, das die Plebejer des ältesten Roms mit ihrem Auszug auf den heiligen Berg gaben, bleibt für alle Zeit vorbildlich. Als radikales Willensmanifest ist auch der Züricher Generalstreik zu bewerten. Er war gut, weil er zu rechter Zeit kam und stark durchgeführt wurde, und er war wertvoll vor allem; weil er die klare Abkehr des Proletariats von der Politik bedeutet, die Besinnung der Masse auf die eigene Kraft in dem Augenblick, wo die von ihr gewählten politischen Personen der Staatsraison den Vorzug vor den Volksrechten gaben.

Der Züricher Generalstreik — und hier liegt die Präzedenz und der Symptomwert des 12. Juli — war der Bruch der Arbeiterschaft mit seinen eigenen politischen Vertretern. Es kämpften verbündet sozialdemokratische und anarchistische Arbeiter gegen die verbündeten sozialdemokratischen und bürgerlichen Staatskuratoren.

Ob der Stadtratsbeschluss, der die Belagerung verhängte, Militär kommen liess und die Streikposten verbot, um den Unternehmern gefällig zu sein, einstimmig erfolgte, steht nicht sicher fest, ist auch unwesentlich. Wesentlich ist, dass von den vier Sozialdemokraten, die im Stadtrat sitzen, keiner erklärt hat: Wir sind von den fünf Bürgerlichen überstimmt worden. Der Verdacht, dass die Proletariatsvertreter dem Beschluss zugestimmt haben, hat sich, da ihn keiner der Herren abwehrte, zur Gewissheit verdichtet. Der Maueranschlag, der von dem Verbot der Streikposten Kenntnis gab, trug die Unterschrift des sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Vogelsanger. Die ausführenden Organe der Polizei und der übrigen Behörden sind in ihrer grossen Mehrheit Sozialdemokraten. Das ist wesentlich.

Diese Beamten und Volksvertreter haben ganz sicher alle nach ihrer besten Ueberzeugung gehandelt. (Die hässliche Uebung, Leute, die anders als wir denken und handeln, als Verräter und Spitzel zu bezeichnen, wollen wir doch den sozialdemokratischen Politikern überlassen). Sie konnten gar nicht anders handeln, als sie taten, da sie einmal die Verpflichtung übernommen hatten, ihre Kräfte in den Dienst des kapitalistischen Staates zu stellen. Die Beispiele Millerands und Briands haben schon früher erwiesen, dass es unmöglich ist, gleichzeitig Staatsinteressen und Volksinteressen wahrzunehmen. Die Schweiz verfügt über Beispiele solcher Art übergenug. Jetzt aber ist plötzlich die Einsicht über das Volk gekommen, dass es zwischen zwei Stühlen sitzt, und es hat ohne Rücksicht auf Parteidisziplin getan, was sein Lebenswille verlangte.

Die Aktion vom 12. Juli hat deshalb weit über die Schweizer Grenzen hinaus Anspruch auf aufmerksamste Beachtung. Wären die deutschen Behörden nicht so vernagelt, den sozialdemokratischen Staatspositivisten den Eingang zu den Verwaltungsämtern zu versperren, so hätten sie längst die Erfahrung gemacht, dass sie in ihnen die pflichttreuesten Hüter der kapitalistischen Einrichtungen besäßen. Schon das Wirken der Roten in den Parlamenten hätte ihnen darüber Klarheit schaffen müssen. Dass sie aus weitblickender Klugheit diesen „revolutionären“ Herren die Gelegenheit nehmen, ihre Staatstüchtigkeit zu bewähren, kann den Ministern der deutschen Vaterländer schwerlich zugetraut werden. Denn die Erwägung wäre gar nicht dumm, dass die Arbeiter, wenn ihren Führern einmal das Odium umstürzlerischer Gesinnung genommen würde, an ihrer Wirksamkeit erkennen könnten, wie fern von den Wünschen des Volkes das Walten einflussreicher Genossen lebt, und dass der Moment, wo das Volk begänne, den politischen Mumpitz seiner Vertreter zu durchschauen, revolutionäres Leben in die Geister bringen müsste. In Zürich ist dieser Moment eingetroffen. Dort hat sich wieder einmal gezeigt, wie recht die Marxisten haben, wenn sie behaupten, dass sich die natürliche Entwicklung der Dinge nicht aufhalten lasse. Bios läuft die Entwicklung mitunter andere Wege, als den Drathziehern lieb ist.

Die Rigorosen.

Ein Manifest des lyrischen Nachwuchses.

Das also sind „die wertvollsten Verse, die seit Rilke in deutscher Sprache geschrieben wurden“. Herr Kurt Hiller, der Herausgeber des „Kondors“,¹⁾ einer „rigorosen Sammlung radikaler Strophen“

¹⁾ Der Kondor. Verse von Ernst Blass, Max Brod, Arthur Drey, S. Friedlaender, Herbert Grossberger, Ferdinand Hardekopf, Georg Heym, Kurt Hiller, Arthur Kronfeld, Else Lasker-Schüler, Ludwig Rubiner, René Schickele, Tranr Werfel, Paul Zech. Herausgegeben von Kurt Hiller. Heidelberg 1912. Verlag von Richard Weissbach.

behauptet es. In schöner Bescheidenheit gesteht er (einleitend), dass er seine eigenen Gedichte, mit deren zehn er das schmucke grüne Buch bereichert, nicht unter diese wertvollsten Verse rechnet. Er tut recht daran, denn seine Lyrik taugt nicht allzuviel. Da er aber bekennt, dass er sich selbst im Kondor „nur aus Eitelkeit“ das Wort gibt, wohingegen er vorher erklärt: „Zum erstenmal sollen hier lebende Künstler der Gedichtschreibung (vor Hiller nannte man solche Leute kürzer und eindeutiger Dichter), und nur Künstler vereinigt werden. Mit Proben, die ausreichen, ein Bild zu geben: Künstler einer Generation“ — da er dies vorher äussert, sei ihm gesagt, dass die „Strophen“ der andern Herren, die er neu in die Weltliteratur einführt, meistens nicht besser sind als seine.

Im Februar dieses Jahres schrieb ich in den „Kain“ folgende Sätze: „Seit in Wien das Versmachen zum Sport geworden ist, seit man dort bewiesen hat, dass mit einem Band Hoffmannsthal in der Hand jeder Gymnasiast gute Gedichte machen kann, gibt es keinen Nachwuchs mehr. Die Berliner Produktivität aber hat sich von der Produktion emanzipiert. Sie begnügt sich mit der Verherrlichung der Reproduktion. Lasst uns Musik komponieren, Bilder malen, Lyrik dichten, wie Kerr und Hardekopf Kritiken schreiben! — Mit diesem Programm gründen die Jüngsten Literaturzirkel“. — Der „Kondor“ ist der niederdrückende Beweis meines Urteils. Was Gutes in dem Buch steht, kommt von Dichtern, die uns von Herrn Hiller nicht mehr präsentiert zu werden brauchen: von Else Lasker-Schüler, von Max Brod (der mit Einschränkungen zu loben ist), von René Schickele. Was diese Autoren, was auch der empfindsame S. Friedlaender mit dem von Herrn Hiller in der Einleitung zwar bestrittenen, doch aber klar formalisierten Programm zu schaffen haben, ist unerfindlich. Von den übrigen interessieren nur Georg Heym und Franz Werfel, und da Heym ja leider im Stadium der Talentproben verzichten musste, so kommt als Hoffnung nur noch Werfel in Frage. Uebrigens hätte aus beider Produktion leicht eine bessere Auswahl getroffen werden können. Besonders Franz Werfels Gedichtsammlung²⁾ enthält Verse von starker, schöner und oft rührender Empfindung (so das entzückende Gedicht „Ich bin ein erwachsener Mensch“ oder die Ode „Junge Bettlerin an der Krücke“). Statt dessen enthält der „Kondor“ aus Werfers Repertoire nur Stücke, die noch peinlich mit gesuchten Ungewöhnlichkeiten kokettieren, und darin zwar persönlicher und ursprünglicher sind als die gewollten Radikalismen vieler seiner Anthologie-Kollegen, aber viel mehr charakteristisch, für den Hillerschen Geschmack als für den Franz Werfel, den wir aus seinem „Weltfreund“ für spätere Manifeste erhoffen dürfen.

²⁾ „Der Weltfreund“. Gedichte von Franz Werfel. Axel Juncker, Verlag, Berlin-Charlottenburg (ohne Jahreszahl).

Ueber Georg Heyms abgeschlossene dichterische Konfession verlohnt sich ein besonderes Wort. Zwei Gedichtbücher zeigen die Entwicklung des Toten.³⁾ Die kurze Frist zwischen der Ausgabe des ersten und dem Entstehen des zweiten liess eine sichtbare Steigerung im Wert noch nicht zu. Dennoch zeigt sich dem aufmerksamen Leser im zweiten Band schon ein tieferes Schauen, eine Abklärung und Vergeistigung, ein Hinausstreben über den robusten Realismus hinweg, der den ersten Band noch ganz beherrscht und auch später nirgends ganz verschwindet. Aber bei Heym verleugnet sich niemals eine grosse ernste Ehrlichkeit des Empfindens. Die Umsetzung seiner Gefühle ins Symbol bleibt auch da ungezwungen, wo das Bild garzu prosaisch ist, um im lyrischen Gedicht gelten zu können. Die Form seiner Gedichte wächst organisch aus dem dichtenden Antrieb hervor. Jung und hoffnungsvoll — mit diesem Urteil kann man sich über jede seiner Schöpfungen freuen. Eine Persönlichkeit ohne allen Zweifel. Ihn genialisch zu nennen, möchte ich nach den unausgereiften Proben nicht wagen (Hiller tut es). Genialisch ist unter allen Vertretern der „rigorosen“ Kondor-Kunst nur Else Lasker-Schüler, und die brauchte es nicht mehr zu erweisen. Von der wussten wir es schon vor zehn Jahren, Herr Hiller.

Es bedürfte eines viel weiteren Raumes, als mir hier verfügbar ist, um mich mit jedem einzelnen der Kondor-Dichter auseinanderzusetzen. Glücklicherweise machen es mir aber die meisten von ihnen leicht, sie im Ramsch zu erledigen. Denn es ist bezeichnend für diese lyrischen Neutöner, die wir nun also als die Repräsentanten aller zeitgenössischen Verskunst anerkennen sollen, dass sie in verblüffendem Masse von einander abhängig, dass sie wechselseitig ihre eignen Epigonen sind.

Hörte ich von Heym immer nur ein paar losgerissene Verse und sähe die Einheitlichkeit seiner Gedichte nicht, so würde ich ihn unter die andern und sagte: Jacke wie Hose. Da ich ihn aber kenne und als eigne Kraft schätze, glaube ich ihn als Anreger herausheben zu sollen und lasse im übrigen die Entscheidung offen, ob die weniger Selbständigen von Heym oder von ihresgleichen beeinflusst sind. Lyrik, scheint mir, ist der persönlichste Ausdruck künstlerischer Empfindung, die denkbar ist. Ein Dichter, den nicht jeder seiner Verse unverkennbar verrät, wird sich seiner Kunst schwerlich rühmen dürfen. Nun vergleiche man:

„Aus einem Keller kommt ein Fischgeruch,
wo Bettler starren auf die Gräten böse.

³⁾ „Der ewige Tag“. Zweite Auflage. „Umbra Vitae“. Nachgelassene Gedichte Beide 1912 bei Ernst Rowohlt Leipzig

Sie füttern einen Blinden mit Gekröse.
Er speit es auf das schwarze Hemdentuch."

(Georg Heim.)

„Die Dirnen züngeln im geschlossnen Munde,
die Dirnen, die ihn welkend weich umwerben.
Ihn ängsten Darmverschlingung, Schmerzen, Sterben,
Zuhältermesser und die grossen Hunde."

(Ernst Blass.)

„Viel farbengeile Fingerspitzen kosen,
der Japandrucke Pracht mit Dreistigkeit,
den braunen Raum durchrinnen Nebelhosen
von Zigarettenduft und Geistigkeit."

(Kurt Hiller.)

Diese fünfjambige Prosaprotzerei in lyrischen Gedichten liesse sich noch an vielen Beispielen dartun, ohne dass ein Leser mit annähernder Gewissheit sagen könnte, wer der Verfasser ist. Höchstens Herrn Hiller erkennt man an seinen schauerlichen Reimen:

„Ein seliger Ekel zeigt mir Ewiges . . .
O schaut aus dem verdreckten Licht der Birnen:
Es wehen Hauche nass von kühlen Firnen,
am Stahl des Himmels zuckte Möwiges".

Unter den Anregern in diesem Kreise scheint mir neben Georg Heym Ferdinand Hardekopf der fruchtbarste. Entleihen die Kondoristen von Heym den Naturalismus des Schauens und die Form der Gestaltung (das von Heym bevorzugte, etwas salopp behandelte Sonett wird — inklusive der saloppen Behandlung — besonders geschätzt), so liefert Hardekopf die Blumigkeit des Ausdrucks: „In Bastseide, durchsickert von malvenfarbenen Eisenbahnschienen, räkelt sich Pierot ..". „Leider bin ich verdammt, aus diesem schmutzigen Licht Angst zu pulsen, den Schein in Grauen zu transformieren, in Sentiments, in Elend-Quatsch." —

Hardekopf kommt vom Journalismus her. Er hat als Theater- und Literaturkritiker feine, scharfe, geschliffene Urteile in eine stilisierte Sprache zu fangen gesucht und dabei ebenso oft die Reportage zur Dichtung erhoben, wie er in schöpferischen Bestrebungen dem übelsten Snobismus verfallen ist. Aber eine geistige Potenz ohne alle Frage, ein Journalist von Geschmack und Kultur, ein Stilist, der aus der Verschmelzung Hardenscher und Kerrscher Spracheigenheiten sehr persönliche Wirkungen zu krystallisieren wusste.

— Was er im „Kondor“ und im „Ballhaus“¹⁾ aJs Lyrik absondert, ist durchaus Journalismus, und leider rumeist gepflegter Snobismus, zumal die drei Kondor-Beiträge. Wie heftig hingegen seine Art auf die „Rigolosen“ gewirkt hat, dafür ein paar Beispiele:

„Ein Prunksalon, wie eine Schiffskajüte.
Man sitzt in Club-Fauteuils bei Sekt und drinks.
Die schmalsten Mädchen tragen Riesenhüte
und lächeln sanft wie Mädchen Maeterlincks.

(Ferdinand Hardeckopf im „Ballhaus“.)

„O komm! O komm, Geliebte! In der Bar
verrät der Mixer den geheimsten Tip.
Und überirdisch, himmlisch steht dein Haar
zur Rötlichkeit des Cherry-Brandy-Flip“.

(Ernst Blass.)

„ . . . Deine Fliegarweste,
du fahler Maler, küsst mich sehr; Bohême-Girl,
dein Shaw glänzt ganz zitronen; du, System-Earl,
trägst statt des Schlips zerwalkte Himberreste.“

(Kurt Hiller.)

„Glühgrün lampjongt es in den Baumbeständen
zierratsbehaft und ölgemut herum“ usw.

(Arthur Kronfeld.)

Hardeckopf liebt in seinen Kritiken Adjektivbildungen auf esk, Natürlich redet der einleitende Hiller von „pädagogischen Assoziationen“, und Herr Arthur Kronfeld betitelt ein Sonett in leichen-schänderischer Anmassung „Liliencronesk“.

So sind sie, die Rigolosen. Man bedauert die, die sich in die Gefilde ihrer „radikalen Strophen“ hineinverirrten, so Herrn Paul Zech, dessen nicht sehr beträchtliche aber sympathische Landschafts-lyrik wohl mehr durch Caféhausbeziehung als durch seelische Attraktion in den Kondor geriet.

Sehr komisch ist nun Herr Hiller in seiner (einleitenden) Polemik. Er erwürgt nämlich mit viel Vokabelschwall die Kunst Stefan Georges, die nun, ebenso wie die der Nachgebliebenen der „literarischen Revolution“, von den Kondoristen endgültig über-

¹⁾ „Ballhaus“. Ein lyrisches Flugblatt von: Ernst Blass, Max Brod, Fritz Max Cahén, Hanns Wilhelm Eppelsheimer, S. Friedlaender, Victor Hadwiger †, Ferdinand Hardeckopf, Max Herrmann, Arno Holz, Else Lasker-Schüler, Rudolf Leonhard, Rolf Wolfgang Martens, Alfred Richard Meyer, Anselm Ruest, René Schickele, Ernst Stadler, mit einem Prolog von Rudolf Kurtz und einem Titelblatt von Walter Roessner, Verlag A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf.

holt und an die Wand gequetscht ist. Der Aesthetizismus ist tot und der Naturalismus insgleichen. Herr Hiller merkt nicht, dass das, womit er die Lücken ausfüllen möchte, aus beiden Kategorien das Peinliche bewahrt hat, und dass seine Anthologie (wenn von den paar Dichtern, die dort mitfigurieren, abgesehen wird) nichts anderes darstellt als Blätter für verschmockte und aesthetisierende, formschlechte Prosa-Verskunst. Hiller bestreitet mit Recht, dass die Anwendung ungewöhnlicher Vokabeln „an sich ein Beweis für Tiefe sei“. Er sagt das im Vorwort zu einem Buche, in dem er Wendungen druckt wie diese: „Der Fluss liegt still wie eine Zuckerstange, dran Kinder hörbar lutschen —“ (Arthur Drey). „In Pfützen-Augen blinkt, gemässigt-üppig, der Wunsch, reelle Kragenhöhen aufzufischen.“ (Ferdinand Hardekopf.) „Die azurnen Kerne zerrieselten zu Malvenflaum.“ (Kurt Hiller.) „Hüftig, schwank, die Windgemähnte.“ (Arthur Kronfeld.) „Und überall Geruch nach altem Plüsch und Hurenseife.“ (Ludwig Rubiner.) Die Worte „schwirr“, „strack“ und „stief“, die sich in dem Buche finden, gehören wohl auch hierher.

„Was alle diese treiben ist nicht Kitsch, sondern immerhin schlechte Kunst“, erklärt Kurt Hiller (einleitend) und meint damit Stefan George, die Naturalisten und die Heimatkünstler. Was die Kondoristen treiben ist hingegen nicht nur „immerhin schlechte Kunst“, sondern auch Kitsch, weil ihre Augen keine guten Bilder, sondern schlechte Oeldrucke schauen, und weil sie sich einbilden, Kunst sei die plumpe, unverarbeitete Beschreibung roher Sinnesindrücke mit angehängter Pointe und einem dicken Knalleffekt.

Solche gereimte Prosa, wie sie uns hier als „fortgeschrittene Lyrik“ aufgetischt wird, hat es immer gegeben. Solche Gedichte — und bessere, weil sie sich nicht mit behäbiger Beschreibung begnügen — finden sich bei Frank Wedekind, Ludwig Thoma, Erich Mühsam, Dr. Owlglas massenhaft. Nur ist von denen noch keiner darauf gekommen, die Verse als Lyrik auszugeben. Ich persönlich habe die Gedichte, die zum Teil in die Verwandtschaft der Blass-Hardekopfschen Art gehören, in meinem Gedichtbuch „Der Krater“ ausdrücklich von dem ersten rein yrischen Teil getrennt. Die anspruchsvolle Aufmachung der „Kondors“ beweist nichts für den Zukunftswert seines Inhalts. Wenn es wahr wäre, was Hiller (einleitend) behauptet, dass im Kondor eine „Dichter-Sezession“ sich manifestiere, und das soll doch wohl heissen, eine Auswahl der auffindbar Besten, dann ständen wir dem blanken Bankrott deutscher Lyrik gegenüber. Wir wollen nicht aufhören, auf besseren Nachwuchs zu hoffen, der ohne die Protektion einer westlichen Berliner Cafehaus-Clique seinen Weg und seine Höhe findet.

Bemerkungen.

Ettor und Giovannitti. Der vornehmlich sozialkritische Charakter dieser Zeitschrift enthebt mich gewöhnlich der Verpflichtung, meinen Lesern tatsächliche Berichte vorzulegen. Das ist Aufgabe der Tagespresse. Manchmal aber, wenn die Zeitungen eine wichtige Begebenheit merkwürdigerweise nicht erfahren haben, fühlt sich der „Kain“ genötigt, helfend einzugreifen. Folgender Vorfall ist der bürgerlichen und sozialdemokratischen Presse völlig entgangen:

In der nordamerikanischen Stadt Lawrence im Staate Massachutes gewannen die Textilarbeiter, die dort das Hauptkontingent der Bevölkerung stellen, einen Streik. Die Besitzer der Webereien haben infolge dieses Lohnkampfes von jetzt ab insgesamt jährlich 16 Millionen Dollar mehr an Löhnen auszusahlen. — Eine derartige Bewegung geht nie ohne starke agitatorische Anfeuerung vor sich, und gewaltsame Zusammenstöße zwischen Streikenden und Polizei sind dabei eine sehr häufige Erscheinung. Zur Belebung des Streikes waren zwei Propagandisten der revolutionären Gewerkschaftsbewegung Nordamerikas nach Lawrence gereist: Joseph Ettor und Arturo Giovannitti. Sie reisten wieder ab, als sie sahen, dass der Streik günstig verlief. Nachdem sie fort waren, wurde in einer Versammlung eine streikende Arbeiterin erschossen. Versammlungsteilnehmer behaupten, gesehen zu haben, dass der Mörder ein Polizist war. Die Regierung des Textiltrusts aber liess die Agitatoren Ettor und Giovannitti verhaften, die sich bereits tausend Kilometer von Lawrence entfernt, aufhielten. Es wird ihnen der Prozess gemacht wegen Aufforderung zum Mord. Die Strafe, die ihnen droht, ist der elektrische Stuhl.

Seit Ende Juni erregt diese Angelegenheit die Gemüter der internationalen revolutionären Arbeiterschaft leidenschaftlich. Den Kapitalisten wird vorgeworfen, sie wollen ihre 16 Millionen Dollar an Ettor und Giovannitti rächen. Man befürchtet eine Wiederholung des entsetzlichen Justizmordes in Chicago vom II. November 1887, wo — in einem ganz ähnlichen Falle — fünf Revolutionäre gehängt wurden. Im wieder aufgenommenen Verfahren wurde später ihre Unschuld erkannt, ihre zu Zuchthaus verurteilten Genossen wurden freigelassen, die Hingerichteten aber blieben tot. — Für die Rettung Ettors und Giovannittis werden seit Wochen in aller Welt Protestversammlungen abgehalten, Resolutionen gefasst und Gelder zu ihrer Verteidigung gesammelt. Die „Schwedische Jungsozialistische Partei“ und die „Zentralorganisation der Schwedischen Arbeiter“ haben an die Arbeiter der ganzen Welt einen Aufruf erlassen, worin sie zum allgemeinen Boykott amerikanischer Produkte auffordern. Ferner ermuntern sie die Organisationen der Transportarbeiter, von einem festzusetzenden Tag an die Ausladung der amerikanischen Schiffe zu verweigern. Der Boykott soll dauern, bis Ettor und Giovannitti freigelassen sind.

Die bürgerlichen Zeitungen Deutschlands, die ihre Kenntnisse über die Arbeiterbewegung wohl grossenteils aus der sozialdemokratischen Presse beziehen, haben vielleicht wirklich nichts von diesen die revolutionären Kreise aller Länder bewegenden Vorgängen erfahren. Die sozialdemokratischen Blätter aber müssen darüber informiert worden sein. Sie haben höchstens in einem kurzen Telegramm die Nachricht von der Verhaftung der beiden Revolutionäre gebracht, von der leidenschaftlichen Beteiligung der revolutionären interessierten Kreise der

ganzen Welt aber mit keinem Wort Notiz genommen. Ettor und Giovannitti sind nämlich keine Sozialdemokraten, sondern sozialistische Radikale. Die mögen getrost kalt gemacht werden. Wäre die Lawrencer Polizei-, Justiz-, Kapitals- und Staatstat so amüsant wie die New-Yorker Spielbanksmörderei des Polizeileutnants Becker, dann wärs was anderes. Wozu aber den deutschen Wähler mit dem Ernst des Lebens langweilen?

Der Veteran Druх. Wer eine Gesellschaftsordnung, die jährlich hunderte von Menschen, darunter massenhaft Kinder und Greise, an Hunger und Entkräftung zugrunde gehen lässt, für wert hält zertrümmert zu werden, ist bekanntlich ein ehrloser Verbrecher. Der Patriot hält solche Gesellschaftsordnung für so wertvoll, dass er zu ihrer Verteidigung freudig die Waffe nimmt und seinen Leib kampfend dem inneren und äusseren Feind darbietet. Franz Wilhelm Druх war ein Patriot. Er hatte 1870 tapfer mitgefochten, trug seine Ehrenzeichen stolz vor der Brust, schwelgte in seligen Kriegserinnerungen, hungerte und darbt und sank, 68 Jahre alt, in einem Hofe der Düsseldorferstrasse in Wilmersdorf, durch Hunger und Entbehrungen völlig erschöpft, tot zusammen. Franz Wilhelm Druх war ein Patriot. Ein Patriot hält unsere Gesellschaftsordnung für so wertvoll, dass er zu ihrer Verteidigung freudig die Waffe nimmt und seinen Leib kämpfend dem inneren und äusseren Feinde darbietet. Wer eine Gesellschaftsordnung, die jährlich hunderte von Menschen, darunter massenhaft Kinder und Greise, an Hunger und Entkräftung zugrunde gehen lässt, für wert hält zertrümmert zu werden, ist bekanntlich ein ehrloser Verbrecher.

Die Münchner Post. Die Herren am Alheimereck brauchen sich nicht zu ängstigen. Sie sind nicht gemeint, sondern die vortreffliche Anstalt, der die Uebermittlung der Rechnungen, Mahnungen, Liebesgrüsse und Freundschaftskündigungen obliegt. Die Münchner Post unterscheidet sich von der Zeitung gleichen Namens hauptsächlich dadurch, da ss ihre Findigkeit nicht nur bei den Bettgeheimnissen unbequemer Mitmenschen haltmacht, sondern nicht einmal zur Ermittlung der Hausnummer bei sehr bequemen Leuten ausreicht. Ich erhielt kürzlich auf dem Umwege über mein Stammcafe eine Postsendung, der ein Kuvert mit abgestempelter Marke und folgender Adresse beilag: „Herrn Erich Mühsam, Schriftsteller, hier. Akademiestrasse.“ Das Kuvert trug auf der Vorderseite den aufgestempelten Vermerk „zurück“, auf der Rückseite war handschriftlich zu lesen: „Adr. Akademiestr. ohne Nummer unbekannt“.

Ich konstatiere: Ich wohne im Hause Akademiestrasse 9 seit einem Jahr und 10 Monaten. Die Akademiestrasse ist nur auf einer Seite mit bewohnten Häusern bebaut. Die andere Strassenseite wird vollständig von der Akademie der bildenden Künste in Anspruch genommen. Die bewohnte Seite zählt etwa zehn Häuser. Ich bin in München der einzige Erich Mühsam und der einzige Schriftsteller Mühsam. Als ordentlicher Staatsbürger bin ich pflichtgemäss polizeilich angemeldet. Der Postbote bringt mir tagtäglich einen ganzen

Stapel Briefe ins Haus, und ausserdem — das bemerke ich nicht aus Eitelkeit sondern, ohne viel Freude daran zu haben, aus Wahrheitsliebe — bin ich in Bayerns Hauptstadt bekannt wie eine bunte Kuh.

Als ich in Wilmersdorf wohnte, bekam ich einmal einen Brief mit der Aufschrift „Herrn Schriftsteller Erich Mühsam, Berlin“ richtig zugestellt. Da stimmte noch nicht einmal die Stadt. Der Münchner Post aber bin ich „ohne Nummer unbekannt.“ — Im akuten Fall handelte es sich um eine in München aufgegebenen Drucksache (das Kuvert steht der Postdirektion zur Verfügung). Da war das Malheur nicht gross, zumal sich der Absender zu helfen wusste. Wenn ich mir aber vorstelle, es könnte einmal in einem eine Tagereise entfernten Grenzort ein Brief mit schicksalsentscheidenden Nachrichten, auf die ich krampfhaft warte, an mich abgehen, der wegen mangelnder Hausnummer-Bezeichnung nicht in meine Hände gelangte, dann danke ich doch für das Vergnügen. Dann pfeife ich auf die bayerischen Reservatrechte mit der eigenen königlichen Armeen der Strafbarkeit des Konkubinats und der königlich bayerischen Postschlamperei. Sollte es aber einmal passieren, dass mir durch die postalische Betriebstüchtigkeit ein geschäftlicher Nutzen durch die Finger geht, dann kann sich die Behörde auf eine Schadenersatzklage! gefasst machen, die sich gewaschen hat.

Verworfen. Auch bei diesem Stichwort brauchen sich die Herren am Altheimereck nicht zu ängstigen. Nicht sie sind diesmal gemeint, sondern die Berufung, die ich gegen meine Bestrafung wegen „Eisenbahnbetriebsordnungsübertretung“ eingelegt hatte (vgl. „Kam“, Heft 3.): Das schriftliche Urteil steht noch aus. Damit sollen meine Leser später erfreut werden. Inzwischen wird Revision zum Obersten Landesgericht eingelegt. Wie der selige Michael Kohlhaas für sein Recht will ich für meine nächtliche Schale Schwarz kämpfen. Quod Deus bene vertat !

Das Tagebuch aus dem Gefängnis musste wegen Raummangels in diesem Heft ausfallen.

KAIN, Heft 1. Inhalt: Anarchistisches Bekenntnis. — Münchner Theater. — Intriguen. — Bemerkungen. — Karl May. — Die Pleite im Ruhrrevier. — Motzl und die „Münchener Post“. — Die Tugend hat gesiegt.

KAIN, Heft 2. Inhalt: Politisches Variété. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Der rührige Zensor. — „Titanic.“ — Die Jesuiten. — Vom Geistesmarkt. — Aus dem „Krater“.

KAIN, Heft 3. Inhalt: Strindberg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Bönnot Garnier und Co. — Der Kampf mit dem Drachen. — Die entsprechende Sühne. — Geburtstagsgrüsse. — Maria im Rosenhag.

KAIN, Heft, 4. Inhalt: Die Presse. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen. — Kritinismus. — Neues von der Theaterzensur. — Die Polzeiassistentin. — Zeppelins Pech. — Saccharin. —



Saturnverlag Hermann Malstar, Heidelberg.

Seit August 1911 erscheint:



Eine Monatsschrift für Belletristik, Kritik, Satire, Lyrik und Schwarz-Weiss-Kunst, herausgegeben von Hermann Meister und Herbert Grossberger.

Von den Mitarbeitern seien u. a. genannt:

Oskar Baum, Ernst Blass, Max Dauthendey, Albert Ehrenstein, Johannes von Guenther, Otto Hinnerk, Rudolf Kurtz, Heinrich Lautensack, Otto Stoessl, Felix Stössinger, Emile Verhaeren, Paul Zech.

Von Urteilen führen wir an:

„Auf die unabhängige Zeitschrift sei mit Nachdruck hingewiesen.“ Prager Tagblatt.

„Eine Zeitschrift von Individualisten für Individualisten“.

Der Tagesbote, Brünn.

„Eine Zeitschrift, die in dem Gewimmel der Revuen einen besonderen Platz verdient“.

Hildesheimer Allg. Zeitung.

Jedes Heft umfasst ungefähr 2 (Bogen und enthält 2 Bildbeigaben, darunter meistens Originale wie Lithographien, Kupferstiche, Schnitte. Der Mindestabonnementspreis (für 6 Hefte) beträgt Mk. 3.—, Einzelhefte kosten 60 Pfg. Das Abonnement vermittelt ohne Portoberechnung der Saturnverlag Hermann Meister, Heidelberg, sowie jede gutgeführte Buchhandlung.

Gratisprobehefte werden nicht abgegeben, dagegen sind gegen Einsendung von Mk. 1.— zur Orientierung 3 Hefte nur direkt vom Verlag erhältlich.



von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904.
(Die Auflage ist vergriffen.)

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M. 2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

Im Kain-Verlag München, Baaderstraße 1a
ist erschienen:

„Der Krater“

Gedichte von Erich Mühsam.

Preis: M. 2.—